

Der Rückzug der großen Armee.

Revue von C. Meyers.

Wieviel zeigt Ihre Uhr, Capitän? fragte der Sekretär des Cabinets, Herr Mounier.

Es ist jetzt nach 11 1/2. In einer Stunde müssen wir fertig sein, antwortete der Capitän Castellane.

Sie sagten: Seine Majestät sprach sich über den Zustand der Armee bescheidig aus. Es friert hart. Der Rückzug auf Wilna wird fortgesetzt.

Das steht hier in dem Entwurf, den mir der Kaiser zurückgelassen hatte: sprach Mounier trocken.

Man könnte beinahe sagen das Bulletin, das sind wir.

Capitän, machen Sie keine Witze bei 18 Grad unter Null! Sehen Sie lieber nach, ob das Feuer im Ofen nicht ausgeht!

Ich glaube, es muß gleich ausgehen, wimmerte Herr von Narbonne.

Das ist der König von Neapel, der nebenan sein Quartier hat. Er flucht und schreit fortwährend, daß der Kaiser ihn nicht mitgenommen hat.

Er tauchte die Feder wieder ein. Herr von Narbonne, sind Sie also damit einverstanden!

Ich bin mit allem einverstanden, sagte der Hofmann. Macht das Bulletin, wie ihr wollt.

Der Kaiser hat in der Eile nicht das Bulletin vollenden können — das letzte der Armee. Er hat den Entwurf dem Sekretär Mounier zugeworfen.

Wir können doch nicht schreiben, der Kaiser hat sich befriedigt gezeigt über den Zustand der Armee.

Es wird jedoch die Täuschung unterlassen, als ob der Kaiser noch hier liegend Castellane ein. Und daß der Kaiser abgereist ist.

Mounier nickt. Freilich, das ist sehr richtig. Ueberhaupt, darum ist ja gerade die Fassung des Bulletin's so wesentlich.

Lassen Sie das vorläufig noch aus! Schreiben sie also: „Der Feind hat große Verluste.“

Ungeheuer — immer hart auftragen! Durch die Kälte und durch die Strapazen. Die Verfolgung der Kosaken ist schwach.

Nöthig ist Castellane seine Uhr heraus und fuhr von seinem Stuhle auf: Es ist jetzt zwölf Uhr vorbei, nicht wahr?

Ich glaube, Folglich haben wir den 6. Dezember. Aller Wahrscheinlichkeit nach.

Dann entschuldigen Sie mich für eine Stunde. Der Capitän stürzte nun nach seinem Pelz und eilte zu der Thür.

Aber um Gottes willen, Herr Capitän! jammerte der Sekretär, so bleiben Sie doch! Ich kann doch das Bulletin nicht allein vollenden!

Castellane hörte ihn nicht mehr. Er war bereits fort.

Das Dorf Schorgoni war nicht sehr groß. An der einen breiten Hauptstraße, die es durchschnitt, lagen die Kirche mit dem daneben liegenden Glöckenturm, die Posthalterei, das Wirthshaus und vier oder fünf Brennweinschenken.

Alles lief zusammen. Die Grenadiere auf Wache, Offiziere, die im Hause waren, die Soldaten ringsumher. So gar das strenge Gesicht seiner Durchlaucht Alexander Verthiers, des Fürsten

über die Straße nach der Posthalterei. Er mußte dort Jemand treffen, den er noch am Nachmittag dort gesehen hatte.

Wenn man jetzt Jemand zu einem Ehrenhandel haben will, muß man sich beeilen! murmelte er, sonst ist er morgen ohne Secundanten und Zeugen ins Jenseits abgereist!

Ein paar Schritte über die Straße konnten einen von dieser Wahrheit überzeugen. Als Castellane aus dem Hause ging, stolperte er über zwei Leichname, die auf der Schwelle lagen.

Es waren zwei erdrossene weißrussische Jäger, ihre dicken Mäntel hatten sie nicht vor dieser Todesfalle geschützt. Die Luft schnitt wie mit Messern; vier zwei Stunden gehen mußte, taumelte wie ein Betrunkener; nach drei bis vier Stunden fielen die Kräftigsten um.

Mitten auf der Straße brannte im Schnee ein großes Feuer, eine Gruppe von acht Grenadiere sah darum; wenn man aber genauer zusah, entdeckte man, daß nur drei davon lebten; die Gesichter der übrigen waren wie gelber Stein, sie waren schon seit sechs bis acht Stunden todt.

Die andern hatten das noch nicht gemerkt. In dem Fluß eines Hauses, der mit Steinen gebildet war, versuchten zwei Generale, ein Kammerherr und ein italienischer Fürst, eine Hundeteule zu tödten, sie konnten sich darüber nicht einigen und schrien und jankten aufeinander los.

Einem warf neidische Miße auf ein gefallenes Pferd, das unweit davon im Schnee lag; dort saßen aber schon ein Major und ein langer ganz abgemagerter Cuirassier und versuchten mit dem Palasch des letzteren Stücke aus dem Fleisch herauszuschneiden.

Der Cuirassier nahm schließlich seine Finger und Zähne zu Hilfe. Am unzufriedensten schienen die Krähen zu sein, die mit einem heiseren Krach! Krach! die Wintermäntel durchflogen; sie sahen, daß man ihnen heute gar nichts gönnen würde; die Fellein da unten waren noch viel neidischer aufeinander als sie.

Castellane kummerte sich nicht um alles dies. Er drang in den Hof des Posthauses ein, wohin er durch einen gebogenen Gang kam, und sah dort mehrere Wuschis und Biqueux in der kaiserlichen Uniform.

Man wartete auf den zweiten Schlitten, der noch gepackt und dem Kaiser nachgeschickt werden sollte. Eine Menge zerlumpter Soldaten und Offiziere waren um ein großes Feuer geschart und schauten etwas stumpfsinnig zu. Der Capitän trat auf eine ganz zerlumpte, zusammengefallene Gestalt zu und schlug ihr auf die Schulter.

Es war ein Mann von etwa vierzig Jahren. Unter dem Schmel, der um den Hals gewickelt war, erkannte man noch die Majorspauletten und die Abzeichen der Garde. Herr Major Dufresne, ich habe die Ehre, Ihnen guten Abend zu wünschen!

Der Angeredete hob mit Mühe die verquollenen und vom Bivouacfeuer verbrannten Augen: Ach, Sie sind es, Capitän!

Hoffentlich erinnern Sie sich noch unserer Rencontres vor genau 2 Monaten?

Im Theater zu Moskau? Wo Sie einen Platz benutz hatten, der mir gehörte. Als ich Ihnen Vorstellungen machte, wurden Sie arrogant und behaupteten, die Linie könne sich immer geschmeidig fühlen, wenn die Garde ihr auf den Fuß trat.

Ich nannte Sie daraufhin einen eingebildeten Sempel. Welchen Ehrentitel ich Ihnen zurückgab, Capitän.

Ganz richtig. Wir verabredeten dann ein Rendezvous. Da Sie aber unerwarteterweise am nächsten Morgen einen Depeschenritt zum Marschall Victor ins Innere machen mußten...

So vereinnbarten wir, daß das Rendezvous genau nach zwei Monaten, gleichviel wo wir auch immer sein mögen, stattfinden sollte. Ich bin dazu bereit, Capitän, betonte Dufresne, sich emporend.

Gleichviel wo auch immer, betonte Castellane. Ich glaube also, daß trotz der gegenwärtigen Umstände...

Herr Capitän — sprach der Major, seine magere Gestalt emporend, es giebt meiner Ansicht nach keine Umstände, die einen französischen Offizier von der Austragung eines Ehrenhandels abhalten könnten! Lassen Sie uns also gehen.

Castellane nickte zustimmend. Hier hinter dem Posthofs ist Platz Sekundanten werden wir — Aber was ist denn das für ein Spectakel da? unterbrach er sich auf einmal.

Ein unerwarteter Lärm zog aller Aufmerksamkeit auf sich. Vor dem Schlitten, der aus dem Postschuppen gezogen wurde, erhob jammern und fluchend der Courier, ein trockener Pariser Stallmeistergesicht, und schrie, er sei betraubt worden, man habe das Gepäc des Kaisers überfallen, einer der Biqueux liege erschlagen im Schuppen. Hinter ihm schleppten Grenadiere den Leibelhüter, einen polnischen Unteroffizier vom Regiment der Weichsellegion, der den Raubüberfall begangen hätte. Zwei andere waren entkommen, wie es hieß.

Das Gepäc des Kaisers! Proviant für Seine Majestät, schrie jener immer. Ich bin verantwortlich dafür! Der polnische Halunke!

Alles lief zusammen. Die Grenadiere auf Wache, Offiziere, die im Hause waren, die Soldaten ringsumher. So gar das strenge Gesicht seiner Durchlaucht Alexander Verthiers, des Fürsten

von Neuschätz, erschien nun in Pelz gehüllt unter der Hausthür. Na, mit dem machen Sie kurzen Prozeß, brumnte Castellane. Das Standrecht ist noch in Kraft. Ein Pelton hinter dem Hause und dann niedertreten. Freilich, der arme Teufel wird schon gehungert haben.

Er sah Dufresne an, bemerkte aber zu seinem Erstaunen, wie derselbe ganz bleich geworden war und fortwährend auf den Unteroffizier starrte, ohne für etwas anderes Sinn zu haben.

Ich bin nicht schuldig! Ich schwöre, ich bin nicht allein schuldig! schrie der Unteroffizier fortwährend, den man fortzog und der sein Schicksal abnen konnte. Ich bitte um ein Verhör! Ich habe etwas zu gestehen!

Man zog ihn in's Haus hinein. Der Courier folgte, immer noch schimpfend.

Um Gottes willen! Ich bin verloren! Aber was haben Sie nur, Herr Major? fragte Castellane, den das Benehmen Dufresnes mehr und mehr in Erstaunen versetzte. Er blinnte in sein todtenerliches, verzerrtes Gesicht. Da begriff er.

Major, um Gottes willen, — er trat einen Schritt von ihm zurück — aber nein, das ist nicht möglich! Sollen Sie?... Jener kehrte...

Ja, ja, flüsterte jener wie irrfinnig. Ich habe ihn angeklagt, den kaiserlichen Schlitten zu überfallen — um uns Brod zu verschaffen! Und nun wird er alles gestehen, und ich bin verloren, meine Ehre ist für immer vernichtet!

Ja, aber um Himmels willen, Sie, ein Major der Garde! Wie konnten Sie?

Wenn, wenn Sie gehungert hätten wie wir, würden Sie nicht fragen! Ja, Sie waren Adjutant, Sie sind mit dem Marschall gereist, in seiner Equipage — das glaube ich!

Aber ich würde nie wie ein gemeiner Marodeur das kaiserliche Gepäc überfallen!

Jener packte ihn am Arm, schüttelte ihn mit seinen tralernartig abgemagerten Fingern, in seinen Augen glühte es von Hunger und Wahnsinn, von diesem namenlosen monatelangen Leiden!

Nicht wahr, Sie sind jetzt satt und kommen von einem warmen Ofen und haben noch einen ganzen Pelz, wie ich sehe?! Ah, ah. Wie schön muß das sein. In ihrer Blind ging an ihm herunter, bis er mit ganz leiser Stimme fortfuhr: Haben Sie sich, wie wir, die Nacht auf der Erde gewälzt und sich Schnee in den Mund gestopft, bis Ihnen die Lippen brannten? Oder drei Tage von getauntem Helmsleder gelebt, das wir uns zuteilten? Und das Rasbeln um den todtten Pferd, wo das Fleisch gadenförmig mit den Fingern herausgerissen wurde! Sie, ich sage Ihnen, Capitän, ich habe bei Ocha drei meiner Leute an einem dicken Fischen selbst die Schlinge hinaufgehängt und ihnen gesagt: Kinder, lebt wohl, ihr habt's besser als wir! Er hielt sich an der Wand, wandend vor Erschöpfung.

Castellane sprach kein Wort mehr. Er dachte nicht mehr an den Streit, das Duell. Vor diesem Glende empfand er nur Mitleid, er wollte ihn retten.

Da sah ich den kaiserlichen Schlitten, fuhr Dufresne fort zu sagen. Er war so hochbepackt mit Wein, mit Brod, mit allen möglichen guten Sachen. Ich lagte dem Kerl, dem Polen... Aber er ist ungeschickt gewesen, hat sich erwischt lassen. Na, und jetzt ist verbielt.

Aber um Gottes willen, man wird mit ihm reden können. Der Courier wird ein Einsehen haben und schweigen. Jener schüttelte den Kopf. Ich will selbst hingehen, rief Castellane. Vertrauen Sie mir, ich...

In diesem Augenblicke wurde die Thüre des Posthauses geöffnet. Es erschienen darin der Courier, zwei Offiziere Verthiers und mehrere Feldbedienten. Offenbar hatte der Pole Auslagen gemacht. Sie schritten direkt auf Dufresne zu. Castellane war im Begriff, auf sie zuzueilern, sie anzureden, da hörte er einen Schuß hinter sich. Blitzschnell hatte der Major die Pistole, die er bei sich trug, hervorgezogen und sich, als er jene kommen sah, eine Kugel durch die Stirn gejagt. Einige Zuckungen noch, und er war todt. Man sah sich kaum nach ihm um.

Castellane war auf den Courier zurückgeschritten und überhaufte ihn mit Vorwürfen. Dieser stammelte Entschuldigungen.

Aber ich mußte doch... die Gesundheit seiner Majestät! Wenn er an den Vorräthen etwas vernichtet — ich bin für die Gesundheit und das Wohlergehen seiner Majestät verantwortlich! wiederholte er beständig.

Wieviel ist denn eigentlich geraubt worden? fragte der Capitän.

Der Courier ging nach dem Schlitten und untersuchte ihn. Nach einiger Zeit kam er ziemlich kleinlaut wieder zurück und meldete, es seien „glücklicherweise“ nur zwei Flaschen Wein abhanden gekommen.

Zwei Flaschen Wein?! rief Castellane. Und alles das für die Gesundheit seiner Majestät?

Und weit aussehend gab er dem Courier eine derartige Ohrfeige, daß er der Länge nach in den Schnee tadelte.

Dann schritt er gelassen über die Straße nach dem Hause zurück, wo der

Sekretär noch an dem Bulletin arbeitete. Na, na, na, Capitän! Wir erwarten Sie dringend! Der Courier ist schon bereit! Da die eine Stelle ist immer noch nicht ausgefüllt. Was schreiben wir nur?

Castellane nahm das Papier und lächelte. Er sah nach die beiden Männer vor sich, die jetzt todt, — der eine erschossen, der andere Selbstmörder.

Ich weiß eine passende Form. Schreiben Sie also: „Es friert hart. Der Rückzug auf Wilna wird fortgesetzt. Die Gesundheit seiner Majestät ist nie besser gewesen als jetzt.“

Der Sekretär sann nach. Ja, das ist gut, das ist sehr gut! Das wird die Cabineten beruhigen und die Allianzen sichern.

In letzter Stunde.

Eine Erzählung aus dem Künsterleben von Max Wundt.

Ein trüblicher Märztag neigte sich dem Ende zu. Der Himmel sah aus, als wollte er sich mit Bleisüßere auf die Erde herniederlegen. Dämmriger, feuchter Nebel erfüllte die Luft. Welt und Himmel — alles ein Meer von Grau in Grau.

So, nun war es zu Ende! Nun war es doch gekommen, vor dem er gezittert hatte sechs Jahre hindurch. Was er nie im Leben für möglich gehalten hätte — diese Entbehrungen, diese Leiden, diese Erniedrigungen — alles, alles hatte er ausstehen müssen, und alles, alles war umsonst gewesen! Nun brach das schreckliche Ende über ihn herein, ohne Odbach, seinen Fennig in der Tasche, nichts in, nichts auf dem Leibe, trostlos alles wie der schauerliche Märztag. Aber für die Erde kam nach diesen Märztagen der Frühling, — für ihn war's vorbei! Vorbei für immer und alle Zeit. Von hier ging's nicht mehr weiter, das fühlte er, und er fühlte auch, wie es brennend in seine Augen emporging. Untergehen, untergehen, jetzt, so dicht vorm Ziel! schrie es in ihm auf. Aber er lächelte nur bitter dazu. Nicht mehr lange, nur wenige Stunden noch, bis die Nacht angebrochen war, dann würde auch diese Stimme schweigen, und dann — war alles vorbei!

Sigward Thorsen lehnte sich müde an eine der uralten Kisten, die die Landstraße einfaßten. Hinter ihm hingen die bewaldeten Hügel tief empor; vor ihm in bedenklicher Tiefe brodelten die trüben Wasser des Flußes. Wenn zu seiner Rechten ein Windstoß einmal für kurze Augenblicke die wallenden Nebel zertheilte, konnte man die Thürme und die letzten Häuser der Stadt erkennen. Da hinten lagen alle seine Hoffnungen begraben, und alle seine Leiden und Erniedrigungen.

Ein kurzes, hartes Aufschauen, dann schauerte er fröstelnd zusammen, zog den schüßigen Mantel, der ehemals gar gewesen sein mochte, fester um die lange, ausgegelmelte Gestalt und schwankte weiter.

Und als wüßten die Gedanken, daß es heute zu Ende geht, zauberten sie dem müden, fast vierzigjährigen Manne mit dem ungepflegten, weißschwarzen Vollbart und dem gelblichbleichen, hageren Gesicht noch einmal die ganze Vergangenheit vor die Seele.

In seiner nordweigen Heimath sah er sich als frohliches Kind, als den Stolz und die Hoffnung seiner Eltern, einer alten Bauernfamilie von altem Schrot und Korn. Und die prächtigen, schließlichen Studienjahre tauchten vor ihm auf, als Schüler des Geigenmeisters Joachim in Berlin, als Jögling des Konseratoriums in Leipzig. Wie lag damals die Welt so sonnenglänzend vor ihm! Die Günt seiner Lehrer und das große, was man von ihm erwartete, weitete seine Brust, — die Schätze und Glanzlichter der Erde lagen vor seinen Füßen!

Dann kamen die Jahre der ersten Triumphe und seine Anstellung als erster Geiger im Orchester der Opernbühne eines mitteldeutschen Fürsten. Wie da alles zusammenströmte, um ihn fast zu erdrücken mit allem, was das Leben Schönes zu bieten hat! Zu dem Glück, das ihm die hehre Kunst gewährte, zu den sonnigen Zukunftsträumen, welche sich die Seligkeit einer löstlich reinen, thaurischen Jugendliebe. Gelegentlich einer Konzertreise nach Berlin sah er wieder, rein zu fallig, die Sigrid Grifson. Wie groß und schön die kleine Sigrid geworden war, die er in seiner Vaterstadt Fiedersball oft genug gegen die wilden Ruben vertheidigt hatte — die Idealgestalt einer Wagner'schen Valküre! Und fingen, fingen konnte sie —! Ihre Ausbildung als dramatische Sängerin war in Berlin nahezu vollendet, und Sigward Thorsen war glücklich, ihr die Wege ebnen zu können; er legte es durch, daß sie von „seiner“ Bühne engagirt wurde. Er hatte es nicht zu bereuen; Sigrid Grifson war bald erster Stern an der Residenzoper und entwickelte sich in kurzer Frist zu wahrhaft künstlerischer Höhe.

Da fiel der erste Keil in diese Frühlingsherrlichkeit. In seinem Herzen begann die Eiferucht und nordweigen Trop einen erbitterten Kampf. Sigrid wurde umschwärmt und am meisten verhätschelt vom Intendanten, einem reichen, wohlkonservierten Wittwer von altem Adel. Ihm schien es, als sei sie nicht empfindlich gegen die Aufmerksamkeit des einflussreichen Mannes.

Er zog sich groß und wurde kurz und abstoßend. Von seiner leidenschaftlichen Liebe hatte er jetzt schon gar nicht mehr gesprochen, und Sigrid — nun, die schien anfänglich nichts zu merken, dann aber erwachte auch ihr Stolz; die beiden Herzen entfremdeten sich immer mehr, bis der Geigenkünstler endlich, Gleichgültigkeit und Kälte heuchelnd, wo er sich in rasender Gluth fast vergehrte, auf und davon ging.

Thorsen hand still und fuhr sich mit den abgemagerten Fingern über Stirn und Augen. Wieder lehnte er sich erschöpft an einen Baum. Der frische Abendwind vom Fluße her ließ die zerfranzten, abgeschabten Kleider um den hageren Körper schlottern. Vor Erschöpfung schloß er die Augen. Wenn jemand hier entlang gekommen wäre und ihn genau betrachtet hätte, der hätte wohl gern einen weiten Umweg um diese mehr als fragwürdige Gestalt gemacht. Aber ob er auch ermüdet innehielt auf seiner trostlosen Wanderung — die Gedanken machten nicht Raß bei jener Zeit. Die Bilder zogen weiter an ihm vorbei, die furchtbaren Bilder allmählichen Sinkens, die in ununterbrochener Kette einander folgten und deren letztes jetzt — das letzte war!

Er war auf Konzerten hinausgegangen in die Welt, hungrig nach künstlerischen Erfolgen. Da fand keine Laufbahn ein jähes Ende; es trat eine Sehnenschnittung des linken Ringfingers ein, und ließ eine nicht unbedeutende Wundung dieses für Geigenkünstler unentbehrlichen Gliedes zurück. Damit war seine Laufbahn als Violinist zu Ende. Jetzt regte sich in ihm die lange mühsam zurückgedrängte Schaffenslust, und in der nun folgenden Zeit der Ruhe und Muße entstand seine erste Oper. Aber man hatte seinen Namen unterdeß vergessen und die Arbeit wanderte aus einer Diktation in die andere. Da kam der große Schlag zu Hause. Ein leidenschaftlicher Bruder, Konturs Bettelstab, freiwilliger Tod — das waren die Hiebposten, die ihn aus der Heimath trafen. Raslos begann er an seiner zweiten Oper zu arbeiten. Um sein Leben fristen zu können, mußte er Stunden geben; um welche zu erhalten, mußte er die Konkurrenz unterbieten; es war zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel. Nach und nach wanderte seine bessere Garberobe zum Tröbder; er vermochte nicht mehr, wie so oft von ihm gefordert wurde, die Gesellschaftsabend der Eltern seiner Schüler durch musikalische Darbietung zu verschönern. Sein äußerer Mensch verlor immer mehr an Eleganz, denn an Neuerwerbungen konnte er nichts denken, und so ging es rapide abwärts mit ihm.

Ein Jögling nach dem anderen blieb aus; man geriet sich wegen seiner Armut und Schabigheit, und schließlich war ihm auch die letzte Unterrichtsstunde verloren. Auch die zweite Oper war fertig, ein harmloses Werk voll intimer Reize, das ihm die Herzen derer gewonnen hätte, die ihm willig entgegenkamen, das aber nicht im Stande war, die Geister in seinen Bann zu zwingen. Auch dieses trat seine erlösende, ausschließliche Wanderung durch die Theaterarchäe an. Mit glühendem Eifer warf er sich auf eine dritte Arbeit, in der er sein Größtes und Bestes bot. Fachmänner, die aus Erbarmen seine Entwürfe und Ansätze und Skizzenungen prüften, waren voll des aufrichtigsten Lobes — ein grandioser Stoff, eine wichtige, badende Muth von künstlerischer Vollendung. Einer der hervorragendsten Opernimpresarios der modernen Musikgeschichte gewann durch Fürsprache Interesse für das Werk. „Wenn es hält, was es verspricht, dann führe ich es nächsten Herbst auf!“ schrieb er. Aber die Arbeit zu Ende bringen! Ja, das war es; Wie? Die entsetzliche Zeit seines Lebens brach an. Alles Entbehrliche hatte er bereits entsezt oder verkauft, sogar von seiner geliebten Geige hatte er sich trennen müssen. Die Wirtshausleute, bei denen er wohnte, quälten und drängten ihn um Zahlung. Man schalt und höhnte den Tagesdieb, der nichts arbeitete, man ließ kein Zimmer in Schmutz starrten, nahm nicht die geringste Rücksicht auf ihn, verweigerte ihm das bescheidene Mittagessen, das er sonst in der kinderreichen Familie mit genossen, dachte nicht mehr daran, ihm den Ofen zu heizen, für Beleuchtung zu sorgen. Und Thorsen war schon glückselig, daß man ihn nicht auf die Straße setzte. Wochenlang war die trockene Frühstümmel seine einzige Nahrung den ganzen Tag über, so daß man ihn einmal zusammengebrochen nach Hause transportierte. Und die Wirthin schalt, er wäre am Ende gar betrunken!

Jetzt hatte auch das ein Ende. Gestern Morgen hatte man ihm erklärt, das Zimmer sei anderweitig vermiehet, und ihm die Schlüssel abgehordert. Gott, ja die Leute hatten auch nichts übrig; aber das war bitter. Den ganzen Tag war er bei Kollegen und Bekannten umhergelaufen; sein Stolz — wo war er geblieben! Aber überall — solche Worte, Achselzucken, verschlossene Lippen! Man suchte den heruntergekommenen Menschen möglichst schnell los zu werden. Und dann kam die Nacht, während der er sich müde und verzweifelt durch die Anlagen schleifte und zuweilen auf einer Bank rastete, bis ihn der feuchte Frost wieder aufjagte. Am nächsten Tage daselbe Bild. Nirgend's Hilfe, nirgend's Rettung! Nur war kein Widerstand gebrochen, dicht vorm Ziel! Er wachte,

daß diese Nacht die letzte seines Lebens sein würde. Das Schicksal hatte zu viel von ihm verlangt, jetzt war seine Kraft dahin.

Wie ein Trunkener schwankte er dahin. Kaum noch spürte er die entsetzliche Müdigkeit, den nagenden Hunger. Es war fast finster geworden. Die Chauvee, die weiter hinaus nach dem furchtlichen Luftschloß führte, machte eine scharfe Biegung. Eine einsame Petroleumlaterne brannte an dieser Stelle. Thorsen stolperte über den geschotterten Fahrweg. Er sah es nicht, daß ein Equipage in scharfem Trab von oben her in der Richtung nach der Stadt heraufkam. Kurz vor der Equipage taumelte er und fiel schwer zu Boden. Ein silberhelles, aber gebieterisches Halt tönte aus dem Innern des Wagens.

Die schaukelnden Thiere standen. Thorsen hatte sich mit Aufbietung seiner ganzen Kraft wieder erhoben. Aus der Kutsche, die auf dem Schlage das furchtliche Wappen trug, beugte sich ein blonder Frauentopf.

Haben Sie Schaden genommen? ... Um Gotteswillen... Sigward! ... Der Musiker lehnte sich gegen den Laternenpfahl, um nicht auf's neue umzuwinkeln.

Sigrid... Du? ... flüsterten die blutlosen Lippen. Sigrid Grifson war ausgestiegen.

Ja, was treibst Du denn? Wie siehst Du denn aus? Ist Dir nicht wohl? Komm, ich in meinen Wagen. Ich bring Dich nach der Stadt zurück und unterwegs erzählst Du mir... Thorsen sah mit bitterem Lächeln an sich hernieder.

Es ist zu spät, Sigrid; mit mir ist's zu Ende. Laß mich! sagte er. Die Sängerin war dicht an ihn herangetreten.

„Noch einmal laß ich Dich nicht, Sigward! Thorsen. Komm mit, wenn Du mich noch ein wenig lieb hast!“ Er sah sie mit großen, brennenden Augen an.

„Du laßt Du, Du... zu mir?“ „Gott, sei doch nicht thöricht, Sigward! Du weißt ja — in unseren Herzen hat die Lüge nicht Raum. Ich habe Dich immer geliebt und auf Dich gewartet!“

„Auch damals?“ „Auch damals!“ sagte sie einfach und brühte seine Hand.

Hast willenlos folgte er ihrem Zuge und nahm im Wagen Platz. Bald hatten ihre theilnehmenden Fragen keine ganze Lebensgeschichte aus ihm herausgelockt.

„Oh,“ sagte sie dann und klatschte froh in die Hände, „nun hat es ja keine Noth! Ich habe heut Nachmittag vor dem Hofe im Luftschloß geungen. Der Fürst ist entzückt und wünscht sich hier zu seßeln. Und nun werde ich bleiben, unter der Bedingung, daß man Dir die Opernalleinverteller überläßt, die in wenigen Tagen vorant wird. Ah, was soll das für ein schönes Leben werden! Und wenn Du dann Deine letzte Oper vollendet hast... Aber nicht doch! Dich hab' ich, Sigward, Dich, und alles das andere — es ist ja auch schön, aber daß ich Dich wieder habe, das ist doch das Beste!“

Der Augen des französischen Präsidenten.

Mit der Wahl Loubet's zum Präsidenten der Republik hatte die Stadt Montélimar ihren langjährigen Maire verloren, und die Herbst dieses Verlustes wurde nur durch den Stolz gemildert, daß es eben le maire de Montélimar war, der le pere de la France wurde. Nun zeigt es sich aber, daß die Erhöhung Loubet's neben dem idealen auch einen sehr realen ökonomischen Gewinn für seine ehemaligen Mitbürger bedeutet. Wie nämlich gelegentlich des ersten „offiziellen“ Besuches Loubet's in Montélimar konstatiert wurde, ist seit seiner Präsidentenschaft der Handel eines Produktes nicht unmerklich gestiegen, durch das Montélimar sich schon lange einen bedeutenden Rufes in der Welt erfreute. War dies hauptsächlich auch nur die Kinderwelt, so ist doch nicht zu leugnen, daß der in Montélimar erzeugte Mandelkuchen oder Rougat in ganz Frankreich mindestens ebenso gerne gewahrt wurde, wie der aus derselben Stadt hervorgegangene Mann, den man der Republik vorgezogen hat. Insonderheit aber sind die Bewohner Montélimar's Verehrer ihres Ruhens, und daß Loubet auch jetzt, da sein Herz für ganz Frankreich zu schlagen verpflichtet ist, im Amerikaner doch seinem Heimathdepartement treu geblieben ist, wurde den Rougat-Erzügeren aus dem lederen Munde des Präsidenten selbst bestätigt. Denn als man ihm von der bedeutenden Steigerung des Rougat-Konsums seit zwei Monaten Mitteilung machte, erwiderte Loubet: „Man soll nur fortfahren, zu erzählen, daß ich nur von Rougat lebe. Das wird Euch jedenfalls Gewinn bringen.“ Monsieur Loubet kennt seine Franzosen. Wenn der Präsident der Republik auch über den Parteien stehen soll, in der Mode giebt er doch den Ton an, und warum sollte es nicht auch eine Spielmode geben?

Das ist doch der Sohn eines Schlachters, wie schreibt man wohl! Gerbelat-wurh! Frig: Die schreibt man nicht, die stößt man!

Vald erledigt.

Lehrer: „Sag mal, kleiner Frig, Du bist doch der Sohn eines Schlachters, wie schreibt man wohl! Gerbelat-wurh!“

Frig: Die schreibt man nicht, die stößt man!

Vald erledigt.

Lehrer: „Sag mal, kleiner Frig, Du bist doch der Sohn eines Schlachters, wie schreibt man wohl! Gerbelat-wurh!“

Frig: Die schreibt man nicht, die stößt man!

Vald erledigt.

Lehrer: „Sag mal, kleiner Frig, Du bist doch der Sohn eines Schlachters, wie schreibt man wohl! Gerbelat-wurh!“

Frig: Die schreibt man nicht, die stößt man!

Vald erledigt.

Lehrer: „Sag mal, kleiner Frig, Du bist doch der Sohn eines Schlachters, wie schreibt man wohl! Gerbelat-wurh!“

Frig: Die schreibt man nicht, die stößt man!

Vald erledigt.

Lehrer: „Sag mal, kleiner Frig, Du bist doch der Sohn eines Schlachters, wie schreibt man wohl! Gerbelat-wurh!“

Frig: Die schreibt man nicht, die stößt man!

Vald erledigt.

Lehrer: „Sag mal, kleiner Frig, Du bist doch der Sohn eines Schlachters, wie schreibt man wohl! Gerbelat-wurh!“

Frig: Die schreibt man nicht, die stößt man!

Vald erledigt.

Lehrer: „Sag mal, kleiner Frig, Du bist doch der Sohn eines Schlachters, wie schreibt man wohl! Gerbelat-wurh!“

Frig: Die schreibt man nicht, die stößt man!

Vald erledigt.

Lehrer: „Sag mal, kleiner Frig, Du bist doch der Sohn eines Schlachters, wie schreibt man wohl! Gerbelat-wurh!“

Frig: Die schreibt man nicht, die stößt man!